

Zur Lehre vom Gefühl

vom Standpunkte einer speculativen Psychologie.

Von Dr. Bernh. Paqué in Berlin.

(Schluss.)

Wir wenden uns zu der näheren Betrachtung der Voraussetzung und der Bedingungen, von deren Erfüllung überhaupt das Zustandekommen der körperlichen und sinnlichen Gefühle abhängig erscheint. So merkwürdig dies klingen mag, so sind doch noch gerade in diesem für die empirische Psychologie ganz besonders wichtigen Punkte die Meinungen der bedeutendsten Denker und Physiologen sehr getheilt. Wir werden darum versuchen, das uns als stichhaltig Erscheinende hervorzuheben und dann die Elemente der Wahrheit zu einem einigermaßen systematischen Ganzen zu verbinden, indem wir in der Erklärung der sinnlichen Gefühle besonders Horwicz die Palme zuerkennen.

Von erheblicher Wichtigkeit dürften trotz der vielseitigen Behandlung, die dieser Stoff gefunden hat, doch wohl nur vier Grundansichten sein, mit deren Betrachtung wir hier beginnen wollen.

Zunächst tritt uns die besonders von Wolff und Kant vertretene Ansicht entgegen, dass das Nützliche d. h. das den Organismus Fördernde als angenehm, das Gegentheil als unangenehm empfunden wird. Nur eine geringe Modification findet sich bei Lotze, wonach Lust oder Unlust auf dem Einklang oder Widerstreit des Reizes mit den Bedingungen der Erregbarkeit des Nerven beruht.¹⁾

Ferner hat man gemeint, die Gefühle beruhen auf dem Contrast, und schon im Alterthum stellt sich Anaxagoras bereits auf diesen Standpunkt, wenn er den Satz aufstellt: die Empfindung entstehe nicht durch das Gleichartige, sondern durch das Entgegengesetzte; denn das Gleiche verhalte sich leidenlos gegen das Gleiche. Die

¹⁾ Med. Psychol. S. 233.

Theorie, dass nur das Contrastirende mit grosser Lebhaftigkeit und Frische empfunden und gefühlt werde, vertreten in neuerer Zeit Stiedenroth¹⁾ und Wundt.²⁾

Die Schopenhauer-Hartmann'sche Ansicht leugnet die Selbständigkeit des Gefühls ganz; die Unlustgefühle sollen hier lediglich auf einem uns bewusst gewordenen Mangel beruhen.³⁾

Eine speciell physiologische Ansicht ist endlich die, wonach die Gefühle proportional sind dem molecularen Gleichgewicht der Nervensubstanz. Dieser kommt die Ansicht Bencke's⁴⁾ am nächsten, wonach die Lust- oder Unlustbewegung der Gefühle von der Angemessenheit oder Unangemessenheit der Reize zur Ausfüllung des Vermögens abhängt.

Die Differenz zwischen den vorgebrachten Meinungen ist nicht eine ausschliessende, schroffe, sondern es ist vielmehr eine Vermittlung zwischen ihnen möglich. Die Nützlichkeitstheorie in Verbindung mit der Lotze'schen Ansicht gibt uns leicht eine Handhabe zur Ansicht Bencke's von der Angemessenheit der Reize und des Vermögens und weiter zur Gleichgewichtstheorie fortzuschreiten, und die Schopenhauer-Hartmann'sche Ansicht vom Mangel als Grund alles Begehrens und der Unlustgefühle, sowie die Contrasttheorie haben auch ihre Berührungspunkte mit der Gleichgewichtstheorie, indem die Herstellung des Gleichgewichts doch nur durch die Beseitigung eines Zuviel oder Zuwenig denkbar ist.

Welches ist nun aber der Werth dieser einzelnen Meinungen unter der Sonde der Kritik? Abgesehen davon, dass in der Theorie: Das Nützliche wird angenehm, das Schädliche unangenehm empfunden, keine eigentliche Begründung der Gefühle liegt, so lassen sich von vornherein erhebliche Einwände dagegen erheben. Berauschende Getränke sind dem körperlichen Befinden unbedingt nachtheilig, und doch wird ein Säufer wohl nicht von unangenehmen Gefühlen gequält werden, wenn er nach seiner Flasche langt und den Branntwein trinkt. Das Opium ist nachtheilig, ja kann, im Uebermaas und fortdauernd genossen, zum Verfall des körperlichen Organismus führen, und es ruft doch die stärksten Lustgefühle hervor.

Dass die Gefühle auf einem Contrast beruhen sollen, hat zunächst etwas Bestechendes; denn der Reiz der Neuheit, des Widerwärtigen,

¹⁾ Psych. II. S. 6 ff. — ²⁾ Grundz. S. 456. — ³⁾ Vgl. Schopenhauer, Grundprobl. d. Ethik 2. Aufl. S. 2; Vierfache Wurzel d. Satzes v. zureichenden Grund. 2. Aufl. S. 143. — ⁴⁾ Vgl. Lehrb. der Psych. S. 49 u. 167.

des Ungewohnten finden eine probable Erklärung darin; aber doch kann der Contrast nicht als ausschliesslicher Erklärungsgrund für das Wesen der Gefühle dienen. Das dürfte ja wohl leicht ersichtlich sein; denn die bloße Abschwächung eines Gefühls ist noch etwas anderes als ein eigentlicher Widerwille. Ferner erweisen sich uns ja auch nicht alle Contraste als unangenehm. Der Begriff entbehrt der Bestimmtheit, ist ein fließender. Schliesslich ist ja jede organische Veränderung, jede nervöse Reizung ein Contrast zu dem vorhergehenden Zustande.

Die Schopenhauer'sche Ansicht spricht ganz ausdrücklich der Unlust einzig und allein eine Existenz zu, während sie die Lust ebenso wie Antisthenes, das Haupt der kynischen Schule, nur als eine Negation der Unlust versteht. Dagegen müssen wir aber sehr energisch protestiren, indem es nicht nur nothwendiger und natürlicher erscheint, der Lust einen gleichen Grad von Realität, wie der Unlust zuzusprechen, sondern auch die Beweisführung der Mangels- theorie in ihrem Grunde wurmstichig ist. Die Argumentation ver- räth nämlich eine wunderbare Logik. Die Mittelzustände des scheinbar indifferenten Bewusstseins werden bald als Lust, bald als Unlust empfunden, je nachdem ein heterogenes Gefühl vorausgeht — eine Thatsache, die allerdings durch unwiderlegliche Erfahrung auf dem Gebiete des körperlichen, wie seelischen Gefühlslebens erhärtet ist — das ist die Prämisse, und der Schlusssatz: also ist die Unlust das einzig Reale, Stetige, die Lust nur eine Schöpfung der Phantasie. Aber das ist greifbar, dass eine solche Voraussetzung ebensogut den Schluss auf die Phänomenalität der Unlust wie der Lust gestattet. Und wenn man selbst die Richtigkeit des obigen Schlusses anerkennen würde, so würde damit doch noch nicht die Möglichkeit der Phäno- menalität jeglicher Lust, sondern nur die der aus den Mittelzuständen nach Entfernung eines Unlustgefühles entspringenden erwiesen sein. Aber man wird auch diese Lustgefühle als reale Lustgefühle auf- fassen, wenn man bedenkt, dass wir gerade durch den Contrast wieder zur bewussten Werthschätzung der normalen körperlichen Zu- stände geführt werden.

Eine eingehendere Betrachtung der Theorie vom physiologischen Gleichgewicht hätte nun uns an vierter Stelle zu beschäftigen. Wie ist diese Ansicht zu verstehen? Sollen von den beiden Molecular- processen der positiven und negativen Arbeit, welche bestimmt sind zur Bildung complexer Verbindungen und zur Redaction derselben,

zum Ersatz und Verbrauch der lebendigen Arbeit, der erstere etwa der lusterzeugende, der andere der schmerzzerweckende sein, und der Mittelzustand der Gleichgiltigkeit entsprechen? Dagegen spricht die thatsächliche Erfahrung, indem zeitweilig als Bedingung für die Lusterzeugung sich der Verbrauch, das andere Mal der Ersatz von lebendiger Kraft als nothwendig erweist. Aber auch die Möglichkeit, dass etwa der normale Zustand, der Zustand der chemischen Indifferenz der beiden Molecularprocesse, der lusterweckende sei, kann nicht zutreffen; denn dann wäre gar nicht zu begreifen, weshalb die stärkere Lustempfindung durchgehends auf einem stärkeren Kräfteverbrauch beruhen und damit die Existenz ihrer Gleichgewichtslage zerstören sollte, während sie dieselbe doch durchgehends zu erhalten trachten müsste; ferner würden wir auch des andauernden Gleichgewichtes, sowie jedes *in infinitum* andauernden Zustandes leicht überdrüssig werden, und endlich erwecken auch noch starke Abweichungen vom Gleichgewicht Lustgefühle.

Im Vollbesitze der Wahrheit findet sich also unserm Ermessen nach keine der vier oben angeführten Ansichten, aber dennoch werden wir der Gleichgewichtstheorie einen besonderen Vorzug als Grundlage einer zweckmässigen Erklärung der körperlichen Gefühle einräumen müssen, wenn wir einige Modificationen an derselben vorgenommen haben werden.

Wir bemerken im voraus, dass es einen eigenthümlichen Zustand, der sich als stabiles Gleichgewicht der Nervensubstanz offenbart, nicht gibt, dass derselbe vielmehr eine reine Schöpfung der Phantasie ist. Dafür spricht eine Reihe von gewichtigen Gründen. Liesse sich ein solches Gleichgewicht als etwas Constantes, als einen für den Organismus gegebenen Chemismus bestimmt ermitteln, so wäre damit der Menschheit ein Heilmittel gegen alle Krankheiten gesichert. Wenn uns dieser Mechanismus auch nur für den Menschen *in specie* bekannt wäre, so liessen sich auch leicht für das Individuum durch Rückschlüsse auf die Bedürfnisse desselben in jedem einzelnen Falle die Mittel leicht finden und nachweisen. Und weiter müssen wir sagen, dass auch in den ungeretzten, gleichsam ruhenden Nerven die Zufuhr und Auslösung von Kräften dauernd von statten gehen muss; denn das ist doch die erste Vorbedingung für das organische Leben überhaupt, ohne diesen ewigen Wandel ist die Erhaltung des Individuums schlechthin ein Unding. Die Constanz ist an den Wechsel und die Veränderung geknüpft. Wenn nun der Gleichgewichtszustand

bei näherer Betrachtung mehr oder minder zu Rauch wird und werden muss, was ist dann der eigentliche Impuls, auf den hin die Physiologie denselben geschaffen hat? Ist der Gleichgewichtszustand nur etwas Phänomenales, so bemerken wir doch in allen unseren vegetativen Processen und Veränderungen ein dauerndes Gravitiren nach einer solchen Lage hin, ein ewiges Streben nach diesem allerdings nie vollkommen erreichten Ziel, einen ewigen Kampf um Festhaltung bzw. Erzeugung der Bedingungen, unter welchen der Lebensprocess sich gleichmässig und ungestört unter befriedigender Berücksichtigung der einzelnen Theile des Ganzen vollziehen kann, wie sich das deutlich in dem Auftreten der Triebe, der Reize des Hungers kund gibt, welche nur als Diener, als Sendboten des die dauernde Erneuerung des Organismus bewirkenden Erhaltungstrieb's anzusehen sind. Auf diese werden wir also bei Lösung der Frage nach den Gründen der Lust-Unlustgefühle zurückzugreifen haben.

So finden wir auch leicht die Lösung des schwierigen Räthsels.

Wir erblicken dasselbe mit Horwicz in der Art und Weise der Reaction auf die gegebene Veränderung, die natürlich dauernd abhängig ist von den Zielen, welche der Selbsterhaltungstrieb im Augenblick verfolgt. Ist z. B. momentan zur Erreichung der Gleichgewichtslage ein intensiver Kräfteverbrauch Bedürfniss, so wird ein diesen befördernder Reiz als Lust empfunden werden, das Innewerden des Nutzens oder Schadens d. h. die Befriedigung bzw. Steigerung des Bedürfnisses — mag dieses nun in der positiven oder in der negativen Arbeit bestehen — das Befördernde oder Hemmende, wie es nicht seitens des ganzen Organismus empfunden zu werden braucht, sondern auch auf seiten einer einzelnen Nervenprovinz empfunden werden kann, erscheint uns somit als Grundlage der beiden obersten elementaren Klassen von Gefühlen. Legen wir diese Ansicht unserer Erklärung zu grunde, so können wir leicht begreifen, dass derselbe Reiz in demselben Nervensystem das eine Mal als Schmerz, das andere Mal als Lust empfunden werden kann; es sind eben in einem solchen Falle die organischen Zustände verändert, und dieses Moment allein ist es, das uns die Heterogenität der Reaction zu verstehen eine genügende Handhabe zu bieten vermag. Die Bedürfnisse des Organismus sind in jedem Einzelfalle entscheidend und wenn Jemand nach vollzogener Sättigung den leckersten Bissen dem Magen zuführt, so kann dies nur Unlustgefühle erwecken, während dieselbe Person bei hervortretendem Hunger die einfachsten Speisen mit Behagen genießt.

Stehen wir auf dem skizzirten Standpunkt, so werden wir nicht wohl zugeben können, dass der Contrast das wahre Wesen des Gefühls bildet. Freilich ist der Organismus ein Ganzes, das sich dauernd erneuert, aber nicht die möglichst grosse Veränderung ist es, die ihm durch Vermittlung des Contrastes ermöglicht wird, sondern einzig und allein das Vermögen, dass er sich im Kampfe behaupten könne vermöge der Gewohnheit oder des Adaptationsvermögens. Das Kraftbewusstsein ist Grundlage des Lustgefühls, und wenn nur der Organismus einem möglichst grossen Contraste gegenüber sich aufrecht erhält, erreicht auch sicher das Lustgefühl die höchste Intensität. Die nächste Consequenz aus den Vordersätzen ist dann wieder die, dass stärkere robustere Personen imstande sind, sich viel grösseren Reizen anzupassen, sodass sich damit auch der Reizumfang für sie erweitert. Ist dem aber so, dann haben wir einen neuen stichhaltigen Beweis dafür gefunden, dass weder der Contrast noch die Unlust das wahre Wesen des Gefühls ausmacht.

Am nächstliegenden wäre es jetzt wohl, zur Prüfung der einzelnen Sinnesgefühle überzugehen, aber da wir besonderen Accent auf die Erforschung des Wesens des Gefühls legen, und uns jenes Thema auch zu sehr ins Detail führen würde, so werden wir nur noch das Gebiet der Gemeingefühle streifen und dann zu den psychischen Gefühlen übergehen.

Zunächst müssten wir uns mit einer Definition des Raumgeföhles selbst befassen und könnten nicht umhin, dasselbe als Summe der Einzelempfindungen des Gesamtorganismus hinzustellen, entsprechend dem Charakter des organischen Lebens überhaupt, dessen innerste Aufgabe es ist, im Laufe seines ganzen Entwicklungsganges ein einheitlich geschlossenes Ganzes zu bilden. Wir verweisen hier nur auf das frappante Beispiel, wie sich bei dem Temperaturgefühl eine Summe von Einzelgefühlen zu einer Totalität zusammenfasst in dem Ausdrücke: „Mir ist warm.“ Die jeweiligen Schattirungen und Intensitäten des Gemeingeföhls — nur werden wir uns die Geföhle nicht alle in ihren Einzelheiten deutlich machen können — müssen dann auch ebenfalls abhängig sein von der Dauer, Modalität, Reaction des Organismus gegenüber den jeweilig einwirkenden Reizen.

Der Selbsterhaltungstrieb nimmt also bei den körperlichen Geföhlen durchaus die regulirende Stellung ein. Er behauptet eine ähnliche Stellung wie der Wille unter den psychischen Vermögen. Ebenso wie der Wille unter dem Lichte des Verstandes seine Entschlüsse

Ansicht, die er selbst dann schliesslich aufstellt, ist folgende: „Bei der rythmischen Reizung des Nerven hat vielleicht eine Transposition stattgefunden, in analoger Weise wie bei Bildung der Combinations-töne. Der Rythmus wäre dann aus der vibrirenden Einzelempfindung hervorgegangen als eine Weiterbildung derselben, gewissermaassen als eine Empfindung höherer Ordnung, eine Empfindung, deren Oscillation nicht empfundene Reizstösse, sondern wirkliche auf Empfindungen gegebene Wellenzüge sind, das wäre dann der Rythmus.“

So verschieden uns unsere Raumgefühlsformen auch auf den ersten Anblick erscheinen mögen, so haben sie doch einen innigen Zusammenhang, und das ist sehr natürlich, da allen ja das nämliche Raumbild zugrunde liegt. Das Lineargefühl geht auf die Umrisse, das Horizontal- und Verticalgefühl auf die ganze Gestalt der ganzen geschenen Dinge. Grundlage für unsere Raumgefühle bieten ohne Zweifel die Muskelgefühle des bewegten Auges, und das nämliche zeigt der Umstand, dass ihm gewisse Bewegungen leichter werden, und es gewisse Bewegungen leichter macht. Wundt trifft das Richtige, wenn er sagt: „Wenn das Auge frei sich bewegt, da verfolgt es seinem physiologischen Mechanismus gemäss in verticaler und horizontaler Richtung genau die gerade Linie, jede schräge Richtung aber legt es in einer Bogenlinie zurück!“¹⁾ Wir haben in dem Gesagten den klaren Grund dafür, weshalb man sanfte Krümmungen, Wellen- und Schlangenlinien auf mancherlei Weise bevorzugt.

So ist es uns gelungen, wenn auch flüchtig, die Bedingungen aufzuzeichnen, unter welchen der äussere oder innere Reizungszuwachs sich entwickelt, welcher die Raum- und Formgefühle, das Regelmässige und Symmetrische, Mannigfaltige, welcher die ganze Fülle der ästhetischen Gefühle entstehen lässt. Ein ganz vollendetes Beispiel der Schönheit ist gerade der menschliche Körper; denn deutlicher konnte das Verhältniss von Zeit und Raum, von Innen- und Aussenwelt nicht illustriert werden, als durch unsern Organismus, der innen überall Rythmen, aussen überall vollendete Symmetrie zeigt.

Nunmehr gelangen wir zur psychischen Sonderung der Einzelgefühle selbst. Wir theilen sie in Elementar- und moralische, sowie religiöse Gefühle.

Schon das unmittelbare Bewusstsein scheidet diese Gefühle leicht in zwei Gruppen. Auf der einen Seite würde Freude, Hoffnung,

¹⁾ Wundt, Vorl. II. S. 80. 449; Grundz. S. 548—630.

Heiterkeit, auf der anderen Seite Schmerz, Furcht usw. stehen. Die Gefühle der ersten Gruppe stehen in gewissem Sinne auf einem Niveau, insofern nämlich, als gerade für das Zustandekommen dieser Gefühle die Voraussetzung erfordert wird, dass die eintretende Thatsache unsern Wünschen entspricht, wodurch die eigene Individualität dann gewissermaassen eine Steigerung erfährt. Wir könnten demzufolge diese Art der Gefühle als positive, die entgegengesetzte als negative bezeichnen. Wenn wir unsere principiell vertretene Ansicht, dass das Gefühl sich in seiner Färbung dauernd als Bewusstwerden der Relationen des Gegebenen zum Gewollten erweist, hier wieder aufnehmen, so wird es leicht klar werden, dass die Färbung der Gefühle auch immerwährend abhängig erscheint von dem variablen Verhältniss der Totalität unserer Kräfte — das Kräftebewusstsein erwächst ja eben nur aus dem Gelingen unserer Willensacte. Hat sich unser Wunsch erfüllt, so entsteht Freude. Das Bewusstsein von Kraft ist Lust, das Bewusstsein von Schwäche erzeugt ebenso Unlust, und wir müssen das Reizäquivalent für die jedesmalige Gefühls-äusserung in der jedesmaligen Steigerung oder Schwächung, die unsere Existenz erfährt, suchen. Nur so ist der in unbändiger Lust schäumende Jugendübermuth verständlich, der seine Quelle hat in dem unbesieghchen die Brust schwellenden Gefühl der leiblichen und geistigen Kraft, der nichts zu schwer, nichts unerreichbar erscheint, während wir andererseits die dauernde Verdrüsslichkeit des am Stabe dahinschleichenden Greises begreifen, der bis zum Tode matt sich fühlt, und dem alle Kräfte zu körperlicher und geistiger Action fehlen. Somit ist es ganz natürlich, dass vorwiegend die positiven Gefühle der Jugend, die negativen dem Alter eigen sind.

Freude ist das Resultat eines Processes, der mit Wollen in Harmonie steht. Lust und Heiterkeit tragen den Charakter der Stimmung und beruhen auf dem dauernden Parallelismus einer Reihe von Erfolgen und Ereignissen mit der Willensrichtung. Die Hoffnung ist das Gefühl, das uns erfüllt, wenn uns die Erreichung eines Zieles, nach dem wir streben, als verbürgt erscheint, während der Muth uns anspornt, den Kampf unverdrossen gegen die uns bekannten Hemmnisse vorzunehmen. Durch Transposition der entsprechenden Relation werden wir leicht auch eine Erklärung der bezüglichlichen negativen Gefühle des Schmerzes, der Trauer, der Furcht usw. gewinnen.

Während die körperlichen Lust-Unlustgefühle auf's innigste in Verbindung mit dem jeweiligen Kraftzustande des Organismus stehen,

sind die Elementargefühle abhängig vom Bewusstsein der Kräfte des Menschen als einheitliches Ganze, als Individuum, als körperlich geistige Einheit.

Man wird leicht geneigt sein, unsere Interpretation der Elementargefühle mit Kopfschütteln zu betrachten, indem eine solche sofort zu dem **Mistr**auen Veranlassung zu geben scheint, dass, wenn alle Freudegefühle nur in dem gesteigerten Kraftbewusstsein ihre Wurzel haben, das ganze menschliche Streben nur einem Kampfplatze gleichen müsste, wo die Kräfte roh und wild aufeinanderstossen, und ein Individuum das andere erbarmungslos niedertreten würde. Allerdings, wenn nicht die göttliche Weisheit eine dritte Gruppe anderer Gefühle in die menschliche Brust gebettet hätte.

Wir berühren damit die moralischen Gefühle und haben mit unserer Bemerkung schon embryonisch unsern Standpunkt in der Analyse dieser Gefühlsgruppe skizzirt. Freilich bei der Schwierigkeit des Gegenstandes ist es nicht zu verwundern, dass die Erklärung der moralischen Gefühle noch immer keinen befriedigenden Abschluss gefunden hat, und dass die Ansichten der Autoren noch nach vielen Seiten hin differiren. Wenn Horwicz glaubt, diejenigen Gefühle als moralische bezeichnen zu dürfen, welche bei der sittlichen Beurtheilung unserer selbst und anderer in Betracht kommen, da der Werth einer Handlung nicht sowohl von der ästhetischen und intellectuellen Bildung als vielmehr von dem Willen, d. h. der moralischen Stufe der Entwicklung abhängig sei, so mag er im Grunde wohl Recht haben; aber was er sagt, das gibt doch wohl mehr eine Paraphrase als eine Analyse dieser Gefühlsklasse. Wenn der schon oben erwähnte Dr. Theob. Ziegler in seiner Schrift über das Gefühl die moralischen Gefühle als die selbstlosen im Gegensatz zu den egoistischen charakterisirt, so ist das ja im Grunde die gleiche Ansicht, aber der Kritiker seiner Schrift Jos. Clem. Kreibitz (Wien) macht Ziegler mit Recht den Vorwurf, dass er in solchem Falle die genetischen Wurzeln des Altruismus im Egoismus anerkannt wissen wolle, „weil wir doch nicht einem andern zu folgen vermögen als dem eigenen Luststreben und Unlustfliehen — wenn wir Maximen gemäss handeln.“ Nur glauben wir nicht wie dieser das Dilemma mit einem Schlage lösen zu können durch die Interpretation des Egoismus als jener Gesinnung, „derzufolge im Wettstreit der Motive der Gefühlswerth der eigenen Lust des Handelnden überwältigende Bedeutung gegenüber dem Gefühlswerth der Theilnahme am fremden Wohl besitzt.“ Er müsste dann ja eben

nur zu einem doppelten Streben, einem egoistischen und moralischen fortschreiten, ohne die Art der Verbindung verstanden oder auch nur näher beleuchtet zu haben.

Wir glauben uns auf dem Standpunkt der Trichotomie in einer wesentlich glücklicheren Lage zu befinden und mit Leichtigkeit die unverkennbaren Schwierigkeiten, die eine Analyse der moralischen Gefühle bietet, bewältigen zu können. Wie ist überhaupt denkbar, dass in demselben Individuum selbstlose und egoistische Strebungen und Gefühle auftauchen? Sicher kann davon nur die Rede sein, insofern ein Individuum dem andern gegenüber tritt. Das individuelle Ich — wie es sich offenbart in dem intellectuellen, vermittelnden, die beiden andern Seinsformen zur Einheit verbindenden — erscheint nach unserer Auseinandersetzung als ein neutrales, das den beiderseitigen Interessen der sinnlichen und der intelligiblen Welt im Menschen gerecht wird, und so findet denn auch in den Strebungen dieser Seinsform eine Zweispaltung statt, die ihren Ausdruck in den Begierden und in den Willensacten findet.

Die ersteren reissen oft das Individuum zur rücksichtslosesten Behauptung seiner eigenen Existenz, ja auch zur Vernichtung des Anderen hin, und im Bewusstwerden der Relation erwachsen dann die unmoralischen Gefühle in ihrer Mannigfaltigkeit, wie sie im Stolz, Hass, Neid, Rachgier usw. ihren Ausdruck finden. Der normalen Ordnung der Dinge ist damit ein grosser Abbruch geschehen; denn die ursprüngliche Parität des Individuums ist aufgehoben, und an diese Stelle ist der willkürlich seine Machtsphäre construirende Egoismus getreten. Aber der denkende Verstand sieht den traurigen Fehlgang ein, und wenn oft auf dem Wege der Restitution eine Wiederherstellung des Grundzustandes nicht möglich ist, so erfolgt sie innerlich auf dem Wege der Reue, welche die Selbstanklage voraussetzt und oft von einer Sinnesänderung begleitet ist. Eine Analyse aller hierher gehörigen Gefühle wird man leicht nach der von uns gegebenen grundlegenden Erklärung vornehmen können, und so einen zutreffenden und präcisen Inhalt gewinnen.

Aber schon die blose Existenz dieses Reuegeföhls zeigt uns, dass hier ein Vergehen des Individuums vorlag, und weist sowohl auf die Pflicht als auf die Möglichkeit einer anderen Handlungsweise hin, die auch andere Geföhle im Geleite haben würde. Mit gleicher Unmittelbarkeit wie die Begierde das Individuum zum Schlechten, leiten die Tugenden dasselbe zum Guten hin. Die Tugenden sind

jedoch nur ein mühsam durch Gewohnheit erworbener *Habitus*; denn zuvor befindet sich das Individuum im Zustande der Indifferenz, dem es die Motive entführen, und der Werth derselben lässt die dann erfolgende Handlung eventuell als moralisch erscheinen. So wird sich dann auch hier ein reicher Tummelplatz für die moralischen Gefühle bieten, von denen wir nur Treue, Tapferkeit, Fleiss, Dankbarkeit, Sparsamkeit usw. namhaft machen. Sie vergegenwärtigen uns, dass in jedem Falle in den moralischen Gefühlen ein Zurücktreten der Ansprüche des eigenen Willens gegen einen fremden erstes Erforderniss ist, und wir verstehen es als eine Consequenz dieses Satzes, wenn man der moralischen Liebe eine so hohe Stelle zuweist; denn der Liebende gehört sich gemeinlich selbst nicht mehr an, sondern hat seine Interessen denen eines Zweiten ganz untergeordnet und stellt seine Kräfte nur in den ausschliesslichen Dienst desselben.

Die moralischen Gefühle haben uns im wesentlichen gezeigt, dass dem Individuum Grenzen gesteckt sind gegen das Individuum, und dass es dauernd sich der Thatsache bewusst werden muss, es sei nur ein Theil eines Ganzen, eines Verbandes, sei es der Familie, der Gesellschaft, des Staates, des Weltganzen.

Aber wie der Mensch durch die Idee, namentlich den Complex der Ideen des Guten, Wahren, Schönen, mit einer Fülle von Wissen versorgt ist, die über die Grenzen des Zeitlich-Räumlichen weit hinausreicht, so bethätigt sich dementsprechend auch der Wille unserer dritten Daseinsform mit nicht zurückzuweisender Energie in dieser Richtung, wie dies vorzüglich in der Entsagung und in den religiösen Gefühlen zur deutlichen Darstellung gelangt.

Soll das Gute in seiner höchsten Potenz vom Menschen realisiert werden, so muss er stets seine Bereitschaft zur Verwirklichung dieser Idee zeigen, immer des Gedankens bewusst, dass er nur ein Atom des grossen Weltalls, aus eigener Kraft nichts sei und ausschliesslich, wie ihm die Stimme der Wahrheit in seiner Brust unablässig zuruft, zum ewigen Glück berufen. Einen bündigen thatsächlichen Beweis hierfür empfängt er ja auch in dem Factum, dass der ganze Reichtum des zeitlichen Besitzes nichts als Unzufriedenheit in uns und nur einen dauernden Durst nach einem Mehr erzeugt. Dagegen ist die Selbsterniedrigung, die Hingebung sowohl Gott als dem Menschen gegenüber, wie sie in Geduld, Ergebung, Entsagung und Verehrung des Höchsten sich verkörpern, die Geburtsstätte der einzig beständigen Zufriedenheit, die in gleichem Verhältniss mit dem Grade der Auf-

opferung wächst, und die doch wohl darin ihre Wurzel haben muss, dass die Vernichtung des Egoismus — des Sinnlichen — dem Menschen als bestimmtes Ziel während seines Pilgerlebens gesteckt ist.

Die Gottesverehrung zu vernichten oder zu ersticken, hat trotz aller mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit dagegen unternommener Anstürme der scharfsinnigste Verstand nicht vermocht. Im Osten wie im Westen, über das ganze Weltall hinaus predigen und predigten die verschiedensten Religionsformen: der Fetischismus, der kindliche Anthropopathismus, der naive oder veredelte Polytheismus, das Judenthum und das Heidenthum die Grösse und Herrlichkeit des Gottesgedankens, der seine höchste Blüthe in dem Monotheismus des Christenthums getrieben hat. Sehr verschiedene Stufen hat hier die Opferidee durchlaufen, ohne Opfer aber gibt es keine Religion.

Schluss.

Wir hoffen, dass es uns gelungen ist, einen wissenschaftlich fundirten Beitrag zur Gefühlslehre zu bieten. Wir möchten meinen, hier eine Analyse des Gefühls gegeben zu haben, die gegenüber allen historischen Producten den doppelten Vorzug aufweist, auf der einen Seite knapp und bestimmt zu sein, auf der andern alle diejenigen Elemente in sich zu schliessen, welche das Wesen des Gefühls als einen synthetischen Seelenzustand charakterisiren. Gleichzeitig wird, wie wir meinen, durch unsere Erklärung des Gefühls als Bewusstwerden der Relation des Willens zum Gegebenen, die bei allen Gefühlsklassen verwendbar war, auf Grund unserer Trichotomie einmal der lästige Streit der Priorität von Gefühl, Denken und Wollen aus der Welt geschafft, andererseits der unbestimmte nichtssagende Begriff des Gefühlstons, der sich überall in der modernen Psychologie breit macht, beseitigt; denn was soll Gefühlston ohne Gefühl überhaupt sagen? und erscheint er nicht als ein bloßer Verlegenheitsausdruck für die ewige Verquickung des Gefühls mit dem Bewusstsein, das man wohl bemerkte, ohne bisher eine rationelle Erklärung dafür finden zu können? Nicht weniger bedeutend ist es, dass wir jetzt imstande sind, ein architektonisches Gebäude der Gefühle geben zu können. Jedes einzelne Gefühl kann jetzt einer bestimmten Gruppe

zugeheilt werden. Endlich ist der schroffe Gegensatz zwischen Körper und Geist gründlich aufgehoben, indem wir den Nachweis führten, dass in dem intellectuellen Ich der Inhalt des sinnlichen in Form der Vorstellungen, der Inhalt des intelligiblen in Form des Wissens sich dargestellt findet, und so die Verbindung der sinnlichen und übersinnlichen Welt zur Einheit eines intermediären Ich verknüpft ist.

Ist übrigens das Gefühl erst einmal in seinem Inhalt gefasst, so ist es uns nicht zweifelhaft, dass, wie der Philosophie des Bewusstseins eine Philosophie des Willens, so dieser eine Philosophie des Gefühls folgen werde.

Einen Schritt nach dieser Richtung hin glauben wir durch diese Grundlegung gethan zu haben; jedenfalls werden wir es nicht versäumen, dauernd diese Richtung weiter zu verfolgen, da wir uns der weiten Perspectives, die unsere Ideen bieten, wohl bewusst sind, leider aber durch Raum und Zeit jetzt an ihrer Verfolgung behindert waren.